

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 4.

Dienstag, 5. Januar

1932.

## Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Zinnowitz ist mir sogar sehr gut bekommen! Ich fühle, daß meine Spannkraft wieder gewachsen ist. Kostens Tod hatte mich doch sehr mitgenommen. Und was er mir immer wieder vorgehalten, ist leider eingetroffen! Du bringst dem Geschäft nicht den Ernst entgegen, den es verlangt!“

„Und deshalb soll ich eine möglichst vierschörige Frau heiraten! Jungen zeugen, die, sobald sie mündig, den schlappen Vater an die Wand drücken! Ne angenehme Vererbungstheorie, wenigstens für mich! ... Also, daß du's weißt! Ich lasse mir von dir nicht Töchter des Landes zur gefälligen Auswahl vorführen! Ich wähle selbst!“

Ganz ruhig blieb Frau Helmboldt. Sie setzte sich, sah ihren Sohn eine Viertelminute an und sagte dann:

„Mir scheint, du hast bereits gewählt!“

Nur ein energisches Kopfschütteln des Sohnes. Dann drehte er sich rasch um, um dem forschenden Blick der Mutter zu entgehen, trat ans Fenster und trommelte mit den Fingerspitzen gegen die Scheiben.

Frau Helmboldt wartete geduldig, bis Luz mit dem Trommeln aufhörte. Das dauerte einige Zeit. Weil er nicht recht wußte, was er der Mutter antworten sollte. Er erhoffte eine baldige Entscheidung. Ob sie aber so schnell herbeizuführen war, darüber hegte er doch einige Zweifel. Und die Mutter jetzt mitnehmen, daran war nicht zu denken.

Endlich drehte er sich um, steckte die Hände in die Hosentaschen und lehnte sich ans Fenster.

„Für dieses Jahr wird's nichts mit deiner Sommerfrische in meinem Revier! Weil ich mich dir gar nicht genug widmen könnte!“

Eine lange Pause.

„Ja, so sprich doch weiter, Luz! Ich bin sehr gespannt zu hören, ob du eine gute Phantasie hast!“

„Phantasie? Ne, Mutter! ... Wirklichkeit! Aber dir darüber einen langen Vortrag zu halten, ist noch nicht an der Zeit. Du wirst dich auch nun ernstlich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß ich nicht mehr dein Hosenmak bin! Dieser Tag kommt für jede Mutter, wenn sie ihn noch erlebt! Ich kann mir vorstellen, daß das bedauerlich ist — wie vieles in der Welt Lauf!“

„Kurz und gut, du willst mich ausschalten auf deinem künftigen Lebensweg!“

„Brauch doch nicht so starke Ausdrücke! Sonst verbeißt du dich in allerlei Gedanken. Die weitere Folge, du gehst an die Dinge, die sich vielleicht entwickeln, mit einem Vorurteil heran. Verhärtest dann dein Gemüt. Schließlich kommt ein gespanntes Verhältnis zwischen uns heraus, und das war doch sehr traurig!“

Aber Frau Helmboldt ließ noch immer nicht locker. „Nun weiß ich genug! Du willst mir sogar verwehren, die wenigstens kennen zu lernen, von der du erhoffst, daß sie deine Frau wird!“

„Herrgott, davon kann doch keine Rede sein! Ich hab' dir doch deutlich zu verstehen gegeben: so weit sind die Dinge noch lange nicht gediehen!“

„Spielt gar keine Rolle, Luz! Warum soll ich das

Mädchen nicht kennen lernen? Ich will doch nur dein Bestes! Vielleicht bin ich entzückt! Hoffentlich! Und kann dir raten: Ja zu!“

Österreicherin! Baronesse! Hat nichts! Die Hände würde die Mutter ringen, wenn er ihr das sagte ... Und dann die verfluchte Zigeunerin! ... Eine abwehrende Handbewegung machte er.

„Tut mir leid, wenn ich dich jetzt betrübe! Nur eine entfernte Möglichkeit ist vorläufig gegeben, daß sich mein Wunsch erfüllt! Dein Erscheinen auf der Bildfläche wäre also verfrüht!“

Frau Helmboldt war eine zähe Frau. Sie erhob sich, ging zur Tür, legte die Hand auf die Klinke und sagte:

„Nun weiß ich auch, warum du so schnell zurückgekommen bist! Furcht hattest du, ich könnte dich plötzlich auffuchen! Das wolltest du auf alle Fälle verhindern. Und die weitere Schlussfolgerung liegt auf der Hand: Du bist dir von vornherein ganz klar, daß die, die du gern heiraten möchtest, gar nicht meinen Wünschen entspricht! ... Ich kann dich nicht hindern, kann dich nur bitten!“

Und verließ dann das Zimmer.

Luz Helmboldt starrte erst vor sich hin. Ging dann zum Fernsprecher. Die beiden Profuristen arbeiteten noch in der Fabrik.

„In zwanzig Minuten bin ich bei Ihnen!“

Verließ die Wohnung, ohne sich von seiner Mutter zu verabschieden.

Im verdunkelten Zimmer lag die Gräfin Merun. Schrat zusammen, sobald eine Tür schlug, selbst ihre Wolfshunde duldeten sie nicht um sich. Ruhe wollte sie haben — unbedingte Ruhe. Selbst Theres' Klavierspiel, vier Zimmer entfernt, störte sie ... Wie auch der Kopf schmerzte, die Gedanken arbeiteten doch. Drehten sich um den einen. Er griff nicht an, aber immer war er in der Nähe. Nicht lange genug war sie mit ihm bei Onkel Alphons zusammen gewesen, um sich reslos in ihm auszukennen. Eine Herrennatur war er, die, wenn es ihm paßte, auch rücksichtslos zugriff. Von einer Beharrlichkeit, die Eindruck machte. Onkel hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. „Herr Leutnant, einen Gamsbock auf der Lippscheide bekommen Sie net! Da muß einer ein fertiger Alpinist sein, sonst ist's ganz unmöglich!“ Niederstein war das Kinn vorgefahren, mit starrem Gesicht, ganz ruhig, hatte er geantwortet: „Herr Baron, ich bekomme ihn doch — oder ich stürz' ab!“ ... Er hatte ihn bekommen. Der Waldbäuer, sein Begleiter, aber war noch im Tal nicht recht bei Verstand gewesen, hatte sich immer wieder den Schweiß vom Gesicht abwischen müssen den Kopf geschüttelt und zu ihrem Onkel gesagt: „Mit dem deutschen Leutnant geh' i mein Lebtag net wieder und wenn es mich mein Brot kostet!“ ... So war er. Gerade seine Verwegenheit hatte Eindruck auf sie gemacht. Ein Duzend Jahre waren seitdem vergangen, sein Wagemut würde derselbe geblieben sein. Da war mit irgendeiner Überraschung zu rechnen. Und



natürlich standen die Menschen hier zum Deutschen und nicht zur Österreicherin. So meinte sie. Sie war gut zu den Leuten, man hatte sie gern. Aber lieber hätte man natürlich einen Grafen Merun auf dem Schlosse gesehen, der ein offenes Haus führte, mehr Geld ins Dorf brachte. . . . Und immer von neuem die bohrenden Gedanken: Was hat er vor? Und die Zweifel: Wäre ich auf ihn zugegriffen, damals im Dorfwirthshaus, hätte ihm die Hand hingehalten, was wäre geschehen? Hätte er die Hand genommen? Hätt' er mir ins Gesicht gelacht? Oder das Schlimmste: Hätt' er mich auf Glatteis geführt und mich dann hingeseht? . . . Ach nein, aufs Glatteis ließ sie sich nicht führen. Und um den Hals fiel sie ihm auch nicht, wie damals im steiermärkischen Latschenwalde. Vielleicht wollte er sie nur zum Spielzeug! Die Röthe flammte ihr ins Gesicht — und dann nahmen ihre Gedanken ungefähr wieder denselben Kreislauf. Es war entsetzlich, nervenzermürbend.

Ab und zu kam die Theres.

„Herzerl, hast Wünsche? . . . Wie fühlst du dich? Wollen wir net laufen? Oder spazierenfahren? Die frische Luft wird dir gut tun!“

Allein wollte sie bleiben. Keinen Menschen sehen. Auch der Arzt sollte nicht kommen. Am liebsten wäre sie vertriebt. Aber was nützte das? Eines Tages mußte sie wiederkommen und dann begann die Qual von neuem.

„Daß mich hier ruhig liegen, Theres! In ein paar Tagen werd' ich wieder obenauf sein! . . . Tu' mit die Lieb' und führ' die Hunde aus!“

Natürlich war sie sofort dazu bereit. . . . Ihr kamen immer die besten Gedanken, wenn sie am Flügel saß und ein bißerl phantasierte. Wollte sie der Kamilla helfen, mußte sie mit dem Rittmeister Niedenstein bekannt werden. Das weitere würde sich dann schon finden. Wie aber war das zu bewerkstelligen? Versuchen, zufällig mit ihm zusammenzutreffen? In den Wäldern, da konnte man unbelauscht miteinander sprechen. Sie sann nach, wie sie das Gespräch dann auf die Vergangenheit bringen könne, aber da wollte ihr ein rechter Übergang nicht einfallen. Sie lachte sich aus. War sie auch rappelköpfig geworden? Das fand sich schließlich ganz von selbst. Die Hauptsache blieb doch, daß sie erst einmal mit dem Rittmeister Niedenstein zusammentraf — und vor allem sich Gelegenheit bot, mit ihm ins Gespräch zu kommen. . . . O jegerl, langweilig war es hier! Der Berliner Fabrikant war ja auch keine Geistesgröße gewesen, aber er hatte ein Automopperl und machte ihr wenigstens tüchtig den Hof. Der kam bald wieder! Gänzlich aus den Fingern würde sie ihn keinesfalls lassen. . . . Ah bah — warum jetzt die Gedanken, die sich mit Herrn Helmboldt befaßten, weiter ausspinnen? Den bekam sie fest in die Hand, wenn sie nur wollte. Spielte man geschickt ein bißerl mit dem Freier, brauchte man die Glut im richtigen Augenblick nur anzublasen und der volle Erfolg blieb dann bei einiger Umsicht nicht aus. Ein Seufzer rang sich aus Theres Höllins Brust. Aus Spiel mußte bald Ernst werden. Sie war in die Jahre gekommen, in denen es immer schwieriger wurde, einen Mann ganz nach dem Herzen zu finden. Ein armes Hascherl, mit heißem Blut in den Adern, mußte mit dem Schicksal zu paktieren verstehen — und das tat sie, wenn es sich als notwendig erweisen sollte. Notwendig? Ach, du lieber Gott, sie war mit ganz anderen Vorstellungen nach Deutschland gekommen. Hatte geglaubt, die Kamilla unterhalte doch etnigen Verkehr. Oder würde nun wenigstens gesellschaftliche Beziehungen von einst wieder aufnehmen, um ihrer Kusine Gelegenheit zu bieten, Bekanntschaften zu machen. Aber sie dachte ja gar nicht dran! . . . Und da war zum guten Teil der Rittmeister Niedenstein schuld! Wild hämmerte sie auf dem Flügel herum. Der Mann interessierte sie. . . . Aber neuerdings stieg oft ein böses Gefühl auf ihn in ihr hoch, das hatte eine verteufteste Ähnlichkeit mit Haß!

Es war für Egbert Niedenstein kein Kunststück, genau zu eifahren, was sich im Nachbardorf zutrug. Herr Helmboldt hatte den Feisthirsch gestreut und war nach

Berlin zurückgekehrt, die Gräfin lag im verdunkelten Zimmer. Die quecksilbrige Baronesse Höllin würde den Kopf hängen lassen. Mit der ein wenig anbandeln, warum nicht? Sehr unterhaltend war es in Meggelsbrunn nicht. Und wenn er einmal nach Kassel fuhr, trieb ihn die Unruhe bald wieder hinaus. Er kannte keinen vernünftigen Menschen in der ganzen Stadt. Die Kamilla aber lag auf der Nase, weil er in der Nähe war. Also! . . . Was braucht man da lange Schlussfolgerungen zu ziehen? Ein angenehmes Kribbeln fuhr ihm doch über den Leib. Ein wenig eitel war jeder Mensch! Er auch — wenigstens neuerdings! Seine Rache wollte er haben! Er hatte um seine Liebe gelitten, vielleicht war auch da eine ganze Portion Eitelkeit dabei gewesen, als er gehört, daß die Braut die Frau eines anderen geworden war. Ganz von Schuld konnte er sich auch nicht freisprechen. Aber es hätte doch viele Wege für Kamilla gegeben, ihn wissen zu lassen daß sie sein Schweigen nicht länger ertrage. Daß ihr Zweifel an seiner Liebe gekommen wären. Sie verlange schriftlichen Verkehr und seinen Besuch im nächsten Urlaub. Er, in seiner Starrköpfigkeit, die wurde er sein Lebtag nicht los, das wußte er, hatte sich an sein Wort gebunden gehalten. Verstärkt durch die Furcht — ja die Furcht — er könne sich in schwierigen Tagen nicht so für sein Vaterland einsetzen, wie es das von ihm verlangte müsse! War das übertriebene Gewissenhaftigkeit gewesen? Oder Narrheit? Oder — ein Zeichen von übergroßer Liebe? . . . Ja, gestand er sich ein — ja, Kamilla wiedersehen, ach nur Briefe von ihr bekommen und er würde vielleicht einmal unfähig sein, den Schweinehund zu bändigen, der in jedem Mensch steck! Möglicherweise, aber das ließ sich nun nicht mehr ändern. Die Hauptschuld lag auf ihren Schultern, davon ging er nicht ab. Verraten hatte sie ihn — verraten! Und sich verkauft! . . . Wenn er erst so weit mit seinen Schlussfolgerungen gekommen war, dann verhärtete sich sein Gemüt, dann kannte er kein Erbarmen! Daß sie jetzt litt, war die gerechte Strafe. Sie sollte noch viel mehr leiden! Aber der Gedanke kam ihm nicht, daß der Haß ein Stiefbruder der Liebe war!

Einen Dadel hatte er sich zugelegt. Mit dem bumelte er jetzt wieder viel in den Wäldern. Die Flinte ließ er zu Hause. Um unangefochten über die Grenze gehen zu dürfen. Da oben, an den Eichen! . . . Es zog ihn immer wieder dorthin. Seine Augen suchten nach schmalen Fußspuren auf dem Boden. Hier und da standen Pfützen an überschatteten Mulden. Da zeichnete sich jede Fährte scharf ab. Ein Gewitter war hier oben auch mit viel Regen in den letzten Tagen niedergegangen. War festgehalten worden an den Höhen des Kelleralb's. . . . Und blieb plötzlich stehen! Da war eine neue Fußspur und die Fährte der beiden Wolfshunde! Ganz frisch. Er lauschte mit vorgestemmtem Rinn. Nichts war zu hören, als ein ruhiges Rauschen der Baumwipfel. Da ging er hastig hinter der Fußspur her. Auf einmal windete der Dadel, bläffte, rannte nach vorn. Er ließ ihn laufen. Zwei Minuten später ein heftiges Hundegebell, Gejaule eines Dadels. Eine Frauenstimme rief:

„Jessas, jessas, Treff, Treff hierher — hierher!“

Aber sonderlichen Eindruck schienen die Worte nicht zu machen. Kein Zweifel, da vorn war die Baronesse Höllin mit den beiden Wolfshunden. Und der Dadel winselte zum Götterbarmen. Da ließ Egbert Niedenstein, was seine Lungen hergaben. Als er hinzukam, hatte die Baronesse den einen Hund am Halsband, er riß sie fast um, nach dem anderen stieß sie mit dem Fuße. Der aber lag mit hängender Zunge auf dem Dadel, wollte ihn gerade beim Genick packen, als Niedensteins Spazierstock mit aller Wucht ihm aufs Hinterteil traf. Er fuhr herum, fleischte die Zähne. Einen zweiten Hieb bekam er übers Kreuz, im nächsten Augenblick hatte der Rittmeister seinen blutenden Dadel gepackt und auf den Arm genommen. Der Atem piff ihm vom schnellen Laufe noch aus der Kehle. Und dann mußte er lachen. Wie die Baronesse da stand! Ganz vertattert.

(Fortsetzung folgt.)



# Khartoum, eine Gartenstadt in der Wüste.

Von Georg Güntche (München).

Der Reisende, der weder zwei Tage Nilfahrt vom Endpunkt der ägyptischen Bahnen Shellal-Missuā bis Badi Dalfa noch 36 Stunden Durchquerung der nubischen Wüste mit dem Sudan-Express scheut — beides scheinbar Kleinigkeiten, ein Rahensprung, wenn man die Landkarte betrachtet, in Wirklichkeit aber eine Hefjagd von 1270 Kilometer in 3 Tagen, unter einer erbarmungslos glühenden Sonne, durch ein Gebiet, das längs des Nils anfänglich schmale Palmen- und Gebüschstreifen aufweist, späterhin aber bar jeder Vegetation, nichts als Sand und Fels, die nackte Taubheit und Ode der Wüste — dieser Reisende, staubüberkrustet, aufgelöst, verzweifelt, hebt den Kopf verwundert und glaubt eine Kata Morgana zu erleben, als der Zug plötzlich auf einer großartigen Eisenbahnbrücke über den Nil donnert, die Ebene jenseits des Flusses ein einziges grünes Meer bildet und Kirchen und schmutzige weiße Villen ihm daraus entgegengrünen: Khartoum, die Hauptstadt des englisch-ägyptischen Sudans ist erreicht. Diese Stadt, von dem englischen General Biscourt Ritchener nach seinem Siege über den Mahdi Muhammed Amed, der sie zerstört hatte, 1898 wieder aufgebaut, und zwar ungemein großzügig, macht mit ihren 50 000 Einwohnern heute fast den Eindruck einer Großstadt. Zahlreiche Autos, meist Ford- oder französische Wagen, halten vor der Central-Station und gehören dem Wind des weißgekleideten und mit einem spitzphantaistischen Turban geschmückten, eingeborenen Schutzmanns mit der gleichen Affektur wie beispielsweise in Berlin, München, Zürich. Eine richtige „Elektrische“, vorn die Europäer, im Anhänger die Eingeborenen, braust verwegend durch die breiten, asphaltgedeckten, mit Laubbäumen und gepflegten Rasennarben rechts und links eingefassten Straßen. Die einstöckigen Wohnhäuser der Europäer leuchten mit ihrem weißen Sandstein aus herrlichen Gärten oder werden buchstäblich von mannshohen Blumenstauden oder üppig blühendem Grün zugedeckt. Diese beinahe tropische Pracht übertrifft um so mehr, als sie nur durch fortgesetzte künstliche Bewässerung möglich ist. Der Park vollends, der den in gotisierendem Stile erbauten Sirdars Palace (englischer Generalgouverneur) gegen den Nil zu umschließt, ist mit seinen riesigen Palmengruppen und seltenen Pflanzen, seiner wundervoll samigen Rasenfläche und tadellosen Tennisplätzen ein Glanzpunkt Khartoums. Vom Schlosse neben dem Union Jadd die Farben Ägyptens, zum Zeichen, daß der Sudan englisch-ägyptisches Gemeingut ist. Indessen besteht dieser Doppelbesitz heute nur noch auf dem Papier. Abirigens wurde das Schloß auf derselben Stelle errichtet, wo der englische General Gordon Pascha bei der Eroberung der Stadt durch den Mahdi unter den Längen der fanatischen Derwische fiel. Eine Erinnerungstafel an ihn befindet sich im Korridor; außerdem ist da ein Museum von Beuteutiden aus den Mahdistkämpfen, die fast ausschließlich französischer Herkunft sind. Vor dem Schloß, an der schönen Uferpromenade, unter prächtigen Lebbach-Bäumen träumt ein altes Krupp-Geschütz und wandert man weiter längs des Nils durch die parkartigen Anlagen und Wäldchen von Palmen, Azazien, Affenbrot- und Gummibäumen, so staunt man ein übers anderemal über die imponierenden staatlichen Gebäude, die die Engländer da hingesetzt haben. An einen Zoologischen Garten mit der Tierwelt des Sudans reiht sich eine topische Kirche, reizende Villen hoher englischer Beamter folgen, dann ein kolossales Post- und Telegraphenamt, ein „Kriegsministerium“ mit einem Reiterstandbild Ritcheners, die Amtsgebäude der Zivil- und Finanzverwaltung, Mission, Hospital, ein Handels- und ein Altertütermuseum mit Hundstuden aus der Zeit der schwarzen ägyptischen (äthiopischen) Pharaonen, von denen die nubische Wüste voll ist. Zuletzt das prunkvolle Gordon-Memorial-College, das aus freiwilligen Beiträgen erbaut wurde, und zur Ausbildung geeigneter Eingeborener für Lehrer- und Beamtenstellen des Landes dient. Militär — ist englisches — ist kaum im Stadtbilde zu sehen. Nach dem Abzuge der ägyptischen Truppen, die 1924 nach der Ermordung des Sirdars Sir Lee Stad durch ägyptische Nationalisten den Sudan räumen mußten, stellte England aus Eingeborenen die sogenannte Sudan Defence Force auf, und die gemischten englischen Truppen, die seinen Kern bilden, haben am Nordufer des hier kilometerbreiten Nils, wo sich auch die Funkstation befindet, ihre Kasernen, Magazine, Messen, Stores, Sport-, Renn- und Paradeplätze.

Durchquert man die Stadt südwärts, so kommt man durch einen Gürtel sauberer Avenuen in die Zone der Banten, Hotels und großen europäischen Geschäftshäuser, die hier ihre Filialen haben. Hier fällt das schmutzige Gebäude der National Bank of Egypt, das auch im Innern hoch-

modern eingerichtet ist, besonders auf; unter den Hotels, deren es fünf gibt, das Grand Hotel Khartoum, ein erstklassiges Luxushotel (Pension pro Tag 1 Leg. 75 Pi. gleich 35 RM.) Im europäischen Geschäftsviertel, das hauptsächlich Griechen, Syrer, Armenier und Perser als Händler zieht, kann man alles kaufen, natürlich entsprechend teurer als in Europa.

Die Mosque Avenue führt zum Eingeborenenviertel und mündet auf den großen Abbasplatz mit der Abbasmoschee. Wie ich diese Straße entlangschlenderte, war kurz vorher ein Habab, ein Sandsturm, über die Stadt dahingebraut, der für eine halbe Stunde jeglichen Verkehr zur Unmöglichkeit machte. 15 Uhr nachmittags wurde es stockdunkel und ein Orkan feinsten rötlichen Sandes, begleitet vom infernalischen Geheul entseffelter Winde, segte durch die Straßen und Häuser, die noch so gut abgedichtet sein mochten, der Sand fand überallhin Zugang. Ihm folgte, bei sengendem Sonnenbrand, ein sturztartiger Aquatorregen, der erste seit einem halben Jahre und mit Blitz und Donner (in Sonnenglut!) Vom Abbasplatz ab wechselt das Bild unvermittelt. Gewissermaßen die Grenze, weil von beiden, den Europäern, die kaufen, und den Eingeborenen, die ihre lebenden, Garten- und Feldprodukte zum Verkaufe bringen, frequentiert, bilden die langgestreckten, massiven und offenen Markthallen, sehr sauber, weil hier noch das Auge des Herrn mit unerbittlicher Strenge wacht. Dann aber ist die Umgebung schlagartig eine afrikanische, in Verbindung mit dem Orient geworden. Wohl gibt es auch hier noch ebenso wie im Europäerviertel, elektrisch Licht und Hochdruckwasserleitung, Radio, Autos, Motor- und Fahrräder — denn das alles hat sich der Eingeborene mit spielerischer Selbstverständlichkeit zu eigen gemacht — auch schneeweiße Tropenhelme auf schwarzen Wollschädeln waren noch zu sehen und ein schwarzer Photograph nahm ein grinsendes Turbanhaupt nach dem andern auf, aber das Grün der Straßen war verschwunden und statt der hübschen Villen und Bungalows mit ihren Gärten traten die schmutzigen, aus gelbbraunem Lehm oder Rohziegelstein erbauten einstöckigen Häuser bis unmittelbar an den Straßenrand vor und von Sauberkeit, wenigstens nach unseren Begriffen, war keine Rede mehr. Gegen das Sal-Viertel Kairo oder Luxors allerdings, die von Straßenbettlern, Schmutz und Fliegen wimmelten, war auch hier wieder die Hand Englands zu spüren, das wenigstens mit dem größten aufgeräumt hat. Ganz ist das noch nicht gelungen, dafür hängt der Eingeborene, der hier als schwarzes Rassengemisch aus der ganzen Nordhälfte Afrikas zusammengeströmt ist, viel zu sehr am Überlieferten, das ist neben der Religion eine sehr vielseitige Primitivität, und dann haßt er den Engländer inbrünstig, der allerdings viel zu klug ist, um jene fanatischen Stämme, die ganz gewiß heute noch einen zweiten Mahdi erwarten, der den islamischen Idealktaat errichtet, irgendwie zu reizen. Der größte Teil der Eingeborenen fühlt sich am wohlsten bei süßem Nichtstun; wo sie aber willig mit dem Weißen gehen, da sind sie kluge, geschickte und anständige Leute, die man besonders in Ägypten in Vertrauensstellungen verwendet und wegen ihrer Treue schätzt.

## Heimweh.

Von Bert Schiff.

Niemand kann weiter zurückeilen als ins Elternhaus. Dort hört jeder Weg auf, wie an einer unübersteiglichen Bergwand, die Sicht und Weiterstreiten verwehrt. Dort ist der Pfahl in die Erde gerammt, an dem unser Leben wie ein Faden angelüpelt, den wir täglich weiterwippen müssen und an dem wir zappeln, bis hin zum zweiten festen Punkt, dem Grab, gleich einem Telegraphenarbeiter, der den Draht zwischen zwei Stangen abhaspelt und ausspannt. Jede Erinnerung fließt wie der elektrische Strom bis zu dem Anfangspunkte zurück, wo er den Erdboden gesunden, kehrt heim zur großen Mutter Erde. Dies ist der Urgrund der Heimatliebe. So ist bei mir, so ist bei allen. Wie aber wars bei Alma West?

Wir wohnten damals in einem kleinen Landstädtchen, nahmen die Zwanzigjährige als Dienstmädchen ins Haus. Sie kam aus einem benachbarten Dörfchen und unterschied sich in nichts von den andern Mädchen. Sie hatte dunkelgemischtes, glanzloses Haar, das weder den Reiz des Blondes noch den des Schwarzen besaß. Wenn sie aber das weiße, ländliche Kopftuch trug, das die Haare vor Staub, das Gesicht vor Sonne schützte, war ihr dunkeläugiges Antlitz hübsch.



Es wurde uns berichtet, daß sie vor zwei Jahren bereits eine auswärtige Stellung angetreten, diese jedoch nach kurzer Zeit verließ, angeblich, weil sie sich nicht eingewöhnen konnte. Wir schoben die Schuld auf die früheren Dienstherrn. Auch beruhigte es uns, daß sie unterdes reifer geworden.

Sie trug das kleine Bündelchen in ihre Kammer. Ein wenig verweint schienen ihre Augen, als sie zurückkam, an unsere Stuben- für Klopfe und meldete, daß sie ihre Selbstigkeiten im Schrank und der Waschkommode untergebracht. Sie folgte mit wachen Augen und reger Anteilnahme, als ihre Obliegenheiten ihr gezeigt, und sie darin eingewiesen wurde. Aber das Abendessen ließ sie liegen, sie konnte augenscheinlich keinen Bissen hinunterbringen, obgleich es für sie Delikatessen sein mußten, da sie zuhause kaum anderes als Milch, Kartoffeln und trockenes Brot bekam.

Ich sorgte dafür, daß man ihr am nächsten Abend Geringe und Erdäpfel vorsetzte und daß sie mit an unserem Tische aß. Mittags hatte ich keine Zeit auf sie einzureden und einzuwarten, daß ihr Magen den Hungerstreik aufgeben möge. Aber, was sie mühsam hinunterwürgte, war wiederum nur soviel, um ein Kanarienvögelchen gerade am Leben zu erhalten.

Es fanden sich in ihrem Gesicht und an ihrer Hauschürze sichere Spuren, daß sie oftmals heimlich weinte. Ich fragte, ob sie Sehnsucht nach einem fernem Geliebten habe? Ob die Arbeit ihr nicht zusage? Ob das Essen oder die Schlafkammer ihr mißfalle? Nichts derlei traf zu.

Sie hatte Heimweh.

Das erschien mir höchst absonderlich. Denn ihr Dörfchen lag kaum eine Fußstunde entfernt. Sie brauchte nur auf den nächsten Hügel zu gehen, sah sie schon die Kirchturmspitze herüber leuchten. Bei günstigem Winde wurde das Morgen- und Abendläuten zu ihr herübergetragen. Wir hatten uns bis dahin nicht darum gekümmert, aber nun riefen wir halb schelmisch, halb mit- leidvoll: „Alma, hören Sie, die Heimatglocken!“

Am Sonntagmittag durfte sie nachhause, wie wir ihr es bei Dienstantritt zugesagt. Allein am Montag ging dieselbe Litanei von vorne an. Sie aß nichts und wurde dabei so schwach und apathisch, daß sie ihre Arbeit nur sehr unvollkommen versehen konnte.

Ich machte mich auf den Weg, suchte ihre Mutter auf, die in einer ärmlichen Hütte lebte, um Licht in dieses seltsame Heimweh zu bringen. Aber es ging mir wie einem Philosophen, der ein Rätsel dieser Erde zu lösen trachtet und dabei auf ein weit- größeres Rätsel stößt. Ich erfuhr, daß ihr Vater, der vor etlichen Jahren gestorben, an derselben Krankheit gelitten, milder kann man dies latente Gebrechen schwerlich bezeichnen, das wie schwellendes Feuer nie hell auffluderte, aber auch nie erlosch. Bis zum einundzwanzigsten Jahr hatte er das Dorf nicht verlassen. Dann wurde der kräftige, gesunde Burche zum Militär eingezogen. Aber siehe da, er magerte rasch ab, verlor achtzehn Pfund in dreißig Tagen, weinte die Nächte hindurch, daß die anderen Rekruten nicht schlafen konnten, bis nach eingehenden Untersuchungen und Beobachtungen zweier Stabsärzte und eines General- oberarztes die Militärbehörde, die wahrhaftig nicht zimperlich war, sich gezwungen sah, ihn als untauglich für immer in die Heimat zu entlassen.

Nun sah ich unsere Alma Best mit noch größeren Augen an. Verpflanzt man ein Bäumchen in anderes Erdreich braucht es einige Zeit, bis es wieder Wurzel gefaßt, bis es sich an die neue Kost im fremden Erdreich gewöhnt, deshalb läßt der Gärtner gern einige Schollen an den Wurzeln hängen, wie Alma ja auch ihr Päckchen mit in unser Haus gebracht. Kommt der Baum vom fetten Grund in mageren Boden, wirds ihm noch schwerer fallen und länger dauern, bis er sich akklimatisiert. Ein alter Baum, dessen Lebensrhythmus fest und unabänderlich geworden, dessen Gäßbahnen verholzt und verfaßt, mag dabei sogar zugrunde gehen. Aber von all dem konnte bei Alma fast keine Rede sein. Trotzdem verweltete sie zusehends. Es war dies nur erklärlich, wenn man annahm, daß es für das Heimweh einen besonderen Nerv gibt, dessen Hypertrophie bei ihr keinerlei Neuananschluß, keinen Übergang in irgendwie andere Verhältnisse zuließ.

Sie erkrankte, wurde bettlägerig. Wir konnten nicht zusehen, daß sie an Heimweh starb, deshalb schickten wir sie eines Tages weg. Sie eilte mit sinken Schritten nachhause in ihre Dürftig- keit zurück.

Als ich ihr nachblickte, kam ich mir doch ein wenig arm vor, gegenüber ihrer grenzenlosen Heimatliebe.

## Die seltenste Briefmarke der Welt.

Die Geschichte einer Briefmarke.

Von Josef A. F. Naumann, Bregenz.

Die viel bewunderte Marke ist die im Jahre 1856 ausge- gebene Briefmarke zu 1 Cent von Britisch-Guiana, einer an der Nordostküste Südamerikas gelegenen britischen Kolonie. Diese kleine englische Kronkolonie, nur 231 744 Quadratkilometer groß und von etwa 307 000 Menschen bewohnt, führte schon im Jahre 1850, also zwei Jahre früher als z. B. Braunschweig, Brief- marken zur Freimachung von Briefen ein.

Aber die Entstehung der seltenen Marke, die eine bewegte Vergangenheit hinter sich hat, breitet sich ein geheimnisvolles Dunkel. Ob es sich um eine ganz kleine, kurzlebige und sonst völlig verschollene Ausgabe handelt, d. h. ob die Marke absichtlich ge- schaffen wurde oder ob man versehentlich in einen Druckstock die Buchstaben „One“ statt „Four“ setzte, läßt sich nicht mehr fest- stellen, und man weiß es bis heute nicht, denn die philatelistische Forschung hat trotz angestrengtester Bemühungen keinerlei hierauf bezügliche amtliche Akten oder postalische Erlasse zu entdecken vermocht.

Die seltsame Briefmarke muß im Februar des Jahres 1856 entstanden sein, als der britischen Besatzung die Markenvorräte ausgegangen waren und die Kolonialbehörde — da die Nach- lieferungen der in London gedruckten Marken nicht rechtzeitig eintrafen — sich entschloß, bei der Druckerei der „The Official Gazette“, der Firma Baum & Dallas, in Georgetown, dem Haupt- ort Guianas, Aufhelfsmarken zu bestellen. Dargestellt wurde nur ein Markenwert zu vier Cents, der auf kräftigem, vorber- seitig gefärbtem sowohl rosafarminfarbigem als auch blauem Papier in einfachem, schwarzem Typensatz gedruckt worden ist.

Das Markenbild ist den Umständen gemäß ganz einfach, wie es eben durch die Eile und den Mangel an geeigneten Druck- stöcken geboten war. Es zeigt ein liegendes, fast quadratisches Rechteck aus Doppellinien, in der Mitte einen Dreimaßseglar zwischen der lateinischen Inschrift „Damus Petimus — que Vicissim“ (Sinnpruch, Motto der Kolonie, zu Deutsch: Wir geben und wir fordern wieder). Die weiteren Inschriften zwischen den Doppellinien jeder Viererseite lauten: Postage — Britisch — Guiana — Four Cents. Die seltenste Marke der Welt trägt nun an ihrer rechten Seite die Wertbezeichnung One Cent (statt four Cents), ist aber in allem übrigen vollkommen der Marke zu vier Cents gleich und auch auf dem rosafarminfarbigen Papier gedruckt. Von dieser Marke, das heißt mit der gleichen Inschrift, ist bis heute kein zweites Stück aufgetaucht.

Die Marke hat natürlich ihre eigene Geschichte. Entdeckt wurde der seltsame Wert erst 1873 durch den britischen Sammler Vernon Baughan, der sie von einem unter alten Briefschaffern aufgefundenen Briefumschlag ablöste und in sein Album klebte. Er fand indessen nie recht Gefallen an dem uneinsehbaren Stück, das neben der Abstempelung „Demerara“ (= im Volksmund) der Eingeborenen übliche Bezeichnung der Hauptstadt Georgetown auch noch durch den mit schwarzer Tinte geschriebenen Namens- zug der Postmeisters entwertet und dadurch in seiner Schönheit gewaltig beeinträchtigt war.

So bot er die Marke eines Tages dem Sammler Mac Kinnon in Glasgow an, der ihm später auch ganze sechs Schilling dafür bezahlte. In dieser Sammlung blieb das Unikum kaum fünf Jahre, denn im Jahre 1878 wurde es von dem Londoner Brief- markenhändler Midpath zu dem damals für eine Briefmarke schon sehr hohen Preis von 25 Pfund Sterling erworben. Das Stück machte dann Rundreisen zu den verschiedensten Ausstellungen, bis es allmählich als die tatsächlich seltenste Marke der Welt be- kannt wurde.

Einige Zeit vor dem Kriege ging die Marke in die größte der Sammlungen im Privatbesitz und seinerzeit vollständige der Welt, in die des berühmten österreichischen Barons Philippe La Renotiere de Ferrari über, deren Hauptschatz sie bildete. Die Höhe des von Ferrari gezahlten Kaufpreises ist nie bekannt geworden. Seine wertvolle Briefmarkensammlung vermachte er dem Reichspostmuseum in Berlin. Nachdem er am 20. Mai 1917 in Lausanne (Schweiz) starb, beschlagnahmte jedoch die französische Regierung infolge des Krieges die in seinem Pariser Privatpalais aufbewahrte Sammlung, um sie einige Jahre nach Friedensschluß nicht auszuliefern, sondern in 14 Versteigerungen in alle Winde zu zerstreuen. So kam unter anderem auch die berühmte Britisch-Guiana 1 Cent zum Verkauf.

Sie wurde von dem bekannten reichen amerikanischen Sammler Arthur Hind zum Preise von 300 000 französischen Franks und 17½% Luxussteuer, nach heutigem Wert also rund 149 000 Reichsmark erworben. Damit kam die Marke wieder in jenen Erbteil zurück, aus dem sie vor mehr als sechzig Jahren nach Europa gelangt war.